A 20071 E
~~A 6 359 E~~

Soziale Arbeit

Deutsche Zeitschrift für soziale und sozialverwandte Gebiete

33. Jahrgang

Juni

6/84

Aus dem Inhalt: Religion und soziale Arbeit

— Jüdische Wohlfahrtspflege in Deutschland – einst und heute

— Die Begegnung mit elementarer Fürsorge und lebensnotwendiger Identitätsbildung

— „Die Rettung eines einzelnen gleicht der Erhaltung der ganzen Welt“

— Leben mit dem Gott der Väter

Begründet vom Regierenden Bürgermeister von Berlin Professor Dr. Ernst Reuter
Hrsg.: **Der Senator für Gesundheit, Soziales und Familie; Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen** – Fachbeirat: **Dr. Ursula Beul,** Senatsverwaltung für Schulwesen, Jugend und Sport – **Dr. Margret Dieck,** Dt. Zentrum für Altersfragen – **Else Funke,** Dt. Berufsverband der Sozialarbeiter und -pädagogen – **Horst Klein, Dr. Ruth Mattheis, Frank Walter,** Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Familie – **Manfred Omankowsky,** Bürgermeister-Reuter-Stiftung – **Hubert Pohl,** Caritasverband für Berlin e.V. – **Wolfgang Schwabe,** Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung – **N.N.,** Bundesanstalt für Arbeit – **N.N.,** Diakonisches Werk

INHALT

Originalia

Jüdische Wohlfahrtspflege in Deutschland – einst und heute
Aviva Goldschmidt, Frankfurt 281

Die Begegnung mit elementarer Fürsorge und lebensnotwendiger Identitätsbildung
Vom tastenden Hineinhören in Sinn und Aufgaben jüdischer Sozialarbeit und die sie vollziehenden Menschen
Hans-Hermann Kuhls, Berlin 286

„Die Rettung eines einzelnen gleicht der Erhaltung der ganzen Welt"
Zur Wiederbelebung der Berliner Sektion der „Freunde des Magen David Adom-Israel (Roter Davidstern) in der Bundesrepublik Deutschland e.V." 295

Leben mit dem Gott der Väter
Yehoshua Amir, Jerusalem 298

Rechtsprechung

Zum Anspruch auf Mutterschaftsurlaub und Mutterschaftsgeld für Adoptivmütter, Väter und Hausfrauen
Helmut Gierke, Berlin 306

Rundschau

Allgemeines 308
Sozialwesen 309
Gesundheitswesen 310
Kinder- und Jugendwohlfahrt 312
Ausbildungs- und Berufsfragen 312

Tagungskalender 313

Zeitschriftenbibliographie soziale Arbeit 314

Anschriften der Verfasser 321

Verlagsbesprechungen 322

Die Zeitschrift erscheint monatlich. Bezug durch Buchhandel und Verlag. Bezugspreis jährlich DM 78,00 (incl. MwSt.) zuzüglich Versandkosten, für Studierende DM 53,00. Abbestellungen sind drei Monate vor Jahresende bekanntzugeben. Einzelhefte DM 7,50; Doppelheft DM 10,00; nur durch das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen, Miquelstraße 83, 1000 Berlin 33, Telefon 8 32 40 41, Postscheckamt Berlin West, Konto-Nr. 599 97-105.

Redaktion: Lutz Erich Worch (verantw.), Ursula Kosmale, Hans-Hermann Kuhls
Verlag: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen, Miquelstraße 83, 1000 Berlin 33
Druck: Oraniendruck GmbH, Oranienstraße 185, 1000 Berlin 36

Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen lediglich die Meinung der Verfasser dar, die auch die Verantwortung für den Inhalt tragen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte vorbehalten: Nachdruck und Vervielfältigungen – auch auszugsweise – nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages.

ISSN 0490-1606

Nächstes angestrebtes Ziel ist die Errichtung eines „Pädagogischen Zentrums". Im deutschsprachigen Raum gibt es kein ausreichendes Lehrmaterial für jüdische Erziehungsinstitutionen. Ein Team von qualifizierten Mitarbeitern soll entsprechendes Material entwickeln, aus anderen Sprachen übersetzen und überarbeiten und an die Bedürfnisse der jüdischen Kindergärten, Schulen und Freizeiteinrichtungen anpassen.

Neue Unterrichtsmethoden (der hebräischen Sprache und der jüdischen Religion) sollen entwickelt und den jüdischen Gemeinden zur Verfügung gestellt werden. Die Wahrung und Vermittlung von jüdischer Tradition ist eine besondere Aufgabe des Jugendreferates der ZWST.

Finanzierung der Zentralwohlfahrtsstelle

- Mitgliedsbeiträge
- Globalzuschüsse der Bundesregierung (über die Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege)
- Erträge aus Wohlfahrtsmarkenverkauf
- Spenden

Einrichtungen

- 14 geschlossene Einrichtungen (Alten- und Pflegeheime)
- 26 halboffene Einrichtungen (Kindergärten, Jugendzentren, Erholungsheime, Altenklubs)
- 81 offene Beratungsstellen mit ca. 600 hauptamtlichen und 700 ehrenamtlichen Mitarbeitern.

Die Begegnung mit elementarer Fürsorge und lebensnotwendiger Identitätsbildung

Vom tastenden Hineinhören in Sinn und Aufgaben jüdischer Sozialarbeit und die sie vollziehenden Menschen

Hans-Hermann Kuhls, Berlin

Hans-Hermann Kuhls, M. A., arbeitet seit 1978 als wissenschaftlicher Dokumentar und seit einem Jahr als Redakteur der Zeitschrift im Deutschen Zentralinstitut für soziale Fragen

Das in den Jahren 1956 bis 1965 von der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland herausgegebene Mitteilungsblatt hieß „Jüdische Sozialarbeit". In sich stets gleich bleibender Regelmäßigkeit wurden dementsprechend im Abhandlungsteil immer wieder Themen der Sozialarbeit unter spezieller jüdischer Sinngebung angesprochen, Fragen der Ausbildung und der Methoden, der Wissenschaftlichkeit des Faches und seiner auf jüdische Identitätsstabilisierung zielenden praktischen Anwendung, dazwischen auch Erörterungen über den Berufsstand des Sozialarbeiters und verständlicherweise eine große Anzahl von Würdigungen – Nachrufe aus aktuellem Anlaß oder aufgrund der Wiederkehr eines Todestages – seiner prominenten, im In- und Ausland angesehenen, ehemals in Deutschland tätig gewesenen Vertreter, gestorben während der Emigration in Israel, in den USA, in Großbritannien, darunter auch die dem Deutschen Zentralinstitut für soziale Fragen (Archiv für Wohlfahrtspflege) über Jahrzehnte als Geschäftsführerin bis 1933 verbundene

Siddy Wronsky. Es sind im Prinzip die Themenfelder, die auch heute noch in den Fach- und Verbandszeitschriften zum Begriff Sozialarbeit bearbeitet werden: Fremdbestimmung und Curriculumfragen in der Ausbildung, Methoden- und Beziehungsdiskussionen, Status- und Identitätsprobleme des Sozialarbeiters.

Die Sozialabteilung

So sollte der Beitrag „jüdische oder identifikatorische Sozialarbeit", wie sie Harry Maòr in seinem 1975 erschienenen Band „Soziologie der Sozialarbeit" hinsichtlich ihrer Theorie und Praxis treffend kennzeichnet, behandeln, konkretisiert an der Arbeit einzelner Abteilungen der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. In keinem der Gespräche mit der Leiterin der Sozialabteilung ist das Wort vorgekommen, kaum sonst auch in anderen Gespräche. Problemfälle werden erwähnt, die aufgrund des einst Erlebten nun wegen der mannigfaltigen Folgeschäden oft schnelle und unkonventionelle Hilfe brauchen, die anderen auch, die man aus ähnlichen Gründen verpflichtet, sich täglich einmal per Telefon in der Sozialabteilung zu melden, weil man befürchten kann, daß ... Aber das zu Befürchtende wird nicht ausgesprochen, bleibt offen im Raum hängen, wie der Ton überhaupt immer etwas distanziert, stockend und auf seltsame Art trocken wird, wenn eigenes Erleben eine letzte und gleichsetzende Beziehung zum zu Berichtenden herstellt – stets dann ein kurzes „na ja", begleitet von einem verlorenen, unbewußten Spielen mit einem Fingerring, mit einem Bleistift, die Gedanken momentan irgendwo und bestimmt sehr weit weg – in Berlin ist sie als Tochter eines preußischen Beamten aufgewachsen, hat hier gelebt bis zur Emigration. Ein Elternteil ist im KZ umgekommen. Sie selbst leitet heute die Sozialabteilung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin – „na ja".

Von Sozialarbeit wird hier nicht gesprochen. Dafür erhält aber gerade in der Sozialabteilung ein anderer Begriff außerordentliche Bedeutung, da er alles einschließt, was von dieser Abteilung und den hier arbeitenden Menschen erwartet wird, was sie auch nach Kräften zu geben bemüht sind: Fürsorge. Die sich hier meldenden oder einfindenden Menschen brauchen Fürsorge, schlicht und einfach das, was dieser heute als etwas altmodisch bewertete Begriff in seinem eigentlichen Wortsinn beinhaltet.

Wer kommt? Wer spricht hier vor und warum? Auf welches Gemeindemitglied machen aus besonderer Sorge oder akuter Dringlichkeit eventuell andere aufmerksam? Die Sozialabteilung ist erste Anlaufstelle für alles und jedermann. Finanzielle Probleme spielen nur eine Rolle unter anderen; Krankheit, Alter, Einsamkeit sind Gründe, weshalb man in die Sozialabteilung geht, Rechtsberatung wird erwartet, Orientierungshilfe und Beratung in Verwaltungsangelegenheiten, Lebenshilfe muß gegeben werden.

Der Jahresbericht, herausgegeben vom Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, gibt als Mitgliederstand für den September 1983 die Zahl 6445 an. Knapp 20 % sind davon jünger als zwanzig Jahre, und das heißt mit anderen Worten, daß auch die Jüdische Gemeinde zu Berlin genau wie die Gesamtbevölkerung der Stadt überaltert ist. So ist die große Zahl der alten Gemeindemitglieder die eine Problemgruppe, neue Probleme, und nicht minder gewichtig, ergeben sich sehr oft aus den in den letzten Jahren gestiegenen Zahlen von Zuwanderern aus dem Osten, speziell aus der Sowjetunion.

Alte Menschen generell eine Problemgruppe? Selbstverständlich gibt es auch darunter sehr viele Ausnahmen, Menschen, die sich trotz ihres beachtlichen Alters noch der Gemeindearbeit und dem Dienst am Mitmenschen stellen, Besuche machen und sich um Kranke kümmern, Hilfe und Anteilnahme durch Wort und Tat erweisen, aber sie sind die Ausnahme. Die meisten unserer jüdischen Mitbürger sind Gezeichnete durch eine vergangene Zeit, psychosomatisch in wechselnder Auswirkung Leidende. Verfolgungswahn bricht plötzlich aus, die Nahrungsaufnahme wird verweigert, da das Essen vergiftet sein könnte, die Wohnung wird zum Alptraum, da den Rohren vernichtendes Gas entströmen könnte – in solcher Kraßheit zwar sehr seltene Fälle, aber eine ständige, belastende Sorge für die Mitarbeiter der Sozialabteilung. Und die meisten der alten Menschen sind zudem allein, sind

Übriggebliebene, der Vernichtung Entgangene, entweder allein in die einstige Heimatstadt Zurückgekehrte oder hier Witwe oder Witwer Gewordene, während die Kinder irgendwo im Land der Emigration geblieben sind, Fuß gefaßt haben in einer Fremde, die ihnen nun die Heimat bedeutet, wo sie sich vielleicht nicht immer klar vorstellen können, welche momentanen Ängste der nächste Angehörige hier in Berlin durchlebt. In der Sozialabteilung hat man, weil sie oft das einzige Bindeglied zwischen dem hier lebenden Gemeindemitglied und seinen Verwandten in anderen Staaten darstellt, viele ausländische Adressen für den Ernstfall.

Das zur Verfügung stehende Geld setzt sich aus Zuwendungen des Senats von Berlin, der Deutschen Klassenlotterie Berlin, der Zentralwohlfahrtsstelle in Frankfurt und aus dem, was die Gemeinde selbst aufbringt, zusammen. Davon werden in Einzelfällen monatliche Zuschüsse an alte Menschen mit materiellen Problemen gezahlt, an Sozialhilfeempfänger und Kleinrentner, die gelegentlich auch Sachspenden zu den Festtagen erhalten. Außerdem wird einmal ein Zuschuß für Zahnersatz oder für die Heizkosten gebraucht, Krankheit oder ein anderer Notfall kann unter Umständen durch eine finanzielle Zuwendung gelindert werden. Denn Menschen ohne Wiedergutmachung oder eine zu geringe Entschädigung sind gar nicht so selten. Weiterhin wird Geld für die Seniorenreisen benötigt. Sie sollen einmal der Erholung dienen und führen ins Heim, das von der Zentralwohlfahrtsstelle in Sobernheim an der Nahe unterhalten wird, und zum anderen nach Israel, das im Leben vieler dieser alten Menschen eine sehr persönliche Bedeutung erlangt hat.

Von zentraler Bedeutung sind im Gemeindeleben die sozialen Dienste, allein schon aufgrund der Altersstruktur. Eine Gemeindeschwester ist permanent im Einsatz, ein Sozialpsychiatrischer Dienst steht zur Verfügung, und sehr viel ehrenamtliche Arbeit wird geleistet, ohne sich dieses heute so stark propagierten Begriffes wohl immer bewußt zu sein, wenn man jemand zum Arzt begleitet, ihm Einkäufe erledigt, sein Essen zubereitet und einfach hilft, weil man ja selbst zur Durchführung solcher Tätigkeiten noch in der Lage ist. Ob es nun Gemeinwesenarbeit oder Einzelfallhilfe ist, die Leiterin der Sozialabteilung hat ihre Methoden gelernt und weiß sie, kaum spürbar für andere, anzuwenden, wenn sie steuernd und beratend oder auch selbst handelnd erforderliche Handlungen in die Tat umsetzt. Die Methoden sind präsenter Hintergrund des Geschehens, wichtig und auch nebensächlich zugleich, weil darunter noch etwas anderes zu liegen scheint, das die Motivation und den Impuls bestimmt: das Gesetz des Moses, das Sozialrecht des Alten Testamentes und die aufgetragenen Anweisungen zu seiner Verwirklichung. Hier sind die Wurzeln der jüdischen Wohlfahrtspflege und der Fürsorgearbeit, immer geht es darum, einen Beitrag zur ausgleichenden Gerechtigkeit zu schaffen. Das Gespräch lebt daraus, ohne es erwähnen zu müssen, denn das Uralte hat geprägt und gebunden und ist selbstverständliche Handlungsbestimmung und Ziel alles Tuns.

Mit einer solchen existentiell in der Tiefe der Menschheit verankerten Haltung kann man zwar nicht unbedingt alle Probleme lösen, aber man hat den Mut und eben auch die Verpflichtung, sie anzugehen. Beispielsweise auch die große Zahl der in den letzten Jahren gekommenen jüdischen Zuwanderer aus der Sowjetunion. Das hat sehr oft immense Schwierigkeiten bereitet, und Integration derjenigen, die in Berlin bleiben wollten, ist dann nur ein schöner Ausdruck für einen Vorgang, der zunächst mit vielen Rückschlägen begleitet sein kann. Denn es macht einen Unterschied, ob man seine Sozialisation in Baku oder in Berlin erfahren hat. Soziokulturelle Faktoren gewinnen an Bedeutung, je fremder die Umwelt wird und vermittelnde Sprache zunächst gar nicht oder kaum helfen kann. Unverstandensein wird zur Bedrohung, ein rechtmäßiges Nein fordert Aggressionen heraus und führt gegebenenfalls auch einmal zu Tätlichkeiten. Eine inzwischen angestellte Dolmetscherin kann da sehr viel bewirken, doch darüber hinaus bedarf es einer langen Zeit der Eingewöhnung, und in vielen Fällen ist es absolut unsicher, wie weit es zu einer tatsächlichen Integration kommen wird. Wenn man es anders gewöhnt gewesen ist, dann löst die Pflicht zur Pünktlichkeit Streßsituationen aus, hat man sein bisheriges Leben mehr oder weniger

als Nummer verbracht, der der Staat alle Entscheidungen abgenommen bzw. vorenthalten hat, dann kann die Möglichkeit zu einer freien Entscheidung, zur Äußerung des eigenen Willens, eben wiederum zu Streß oder gar zu Panik führen. Man ist eigentlich zu nichts fähig, zumindest nicht dazu, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, weil man es nicht gelernt hat.

Bei Unkenntnis dieses Hintergrundes mag es wie eine enorme Anspruchshaltung der Zuwanderer wirken, wenn sie von den Mitarbeitern der Sozialabteilung die Regelung der Wohnungs- und Arbeitsfragen erwarten, aber auch mit gleicher Selbstverständlichkeit ein helfendes Eingreifen, wenn man sich etwa beim Möbelkauf in finanzieller Hinsicht bedenkenlos übernommen hat und nun mit den Mahnungen und Zahlungsforderungen der Geschäfte nicht mehr zurecht kommt. Eine umfassende Rechtsberatung der Unkundigen ist dabei zunächst erst einmal wirkungslos, sondern Briefe müssen geschrieben werden, in denen der Sachverhalt aufgeklärt wird, der Möbelkauf als einer der ersten Akte selbständigen Handelns eines in unserer Welt völlig fremden Menschen, der durch seine Umwelt ständig überfordert ist, beschrieben wird. Sprachkurse wurden eingerichtet, auch Religionsunterricht erwies sich als notwendig, stützende und absichernde Hilfestellungen sind immer wieder dringlich für die neuen Gemeindemitglieder, und man braucht Geduld, nie erlahmendes Bemühen um den Mitmenschen.

Paßangelegenheiten müssen geregelt werden, Aufenthaltserlaubnis bereitet des öfteren Schwierigkeiten. Aus dem Ausland kommen viele Anfragen, Suchanfragen, die Verwandte und Freunde betreffen, Fragen ehemaliger Berliner auch nach Rückkehrmöglichkeiten, eingeschlossen Fragen nach Arbeits-, Wohn- und allgemeinen Lebensbedingungen. Die Antworten setzen Recherchen, Behördenkenntnis, Rechts- und Sachwissen voraus, erfordern unzählige Telefonate und Briefe, aber sie werden erledigt als Umsetzung des Auftrages zur Gerechtigkeit schaffenden Fürsorge.

Das Senioren-Zentrum am Lietzensee

Im Jahresbericht der Jüdischen Gemeinde zu Berlin für das Jahr 1980 schreibt Heinz Galinski dazu: „Als diese Repräsentantenversammlung im Frühjahr 1977 ihre Tätigkeit aufnahm, wußten wir noch nicht, wie und wo wir ein Grundstück für das Senioren-Zentrum finden sollten. Heute ist der erste Komplex in der Dernburgstraße seit nunmehr über einem Vierteljahr bezogen, und noch ehe die Amtsperiode der neuen Repräsentantenversammlung beginnt, wird auch der zweite Komplex in der Herbartstraße mit der dazugehörigen Synagoge seiner Bestimmung übergeben worden sein. Dieses Senioren-Zentrum am Lietzensee bietet unseren älteren Menschen eine in jeder Beziehung würdige Heimstatt und gewährleistet eine Betreuung, die einschlägige neueste Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen vermag. Mit der neuen Synagoge wird ein neuer Mittelpunkt jüdischen religiösen Lebens geschaffen werden. Sie wird nicht allein den Bewohnern unseres Senioren-Zentrums dienen, sondern allen jüdischen Menschen, die in der näheren Umgebung ansässig sind."

In kurzer Zeit werden es vier Jahre, daß die Jüdische Gemeinde zu Berlin das Jeanette-Wolff-Heim als ersten Teil des Senioren-Zentrums einweihen konnte. Das Haus umfaßt 72 Appartements, von denen sieben Doppelzimmer haben und damit für Ehepaare vorgesehen sind. Seit der Eröffnung ist das Haus ständig voll besetzt, mehr noch, es existiert eine beachtliche Warteliste. Die Anmeldungen kommen aus Ecuador, Brasilien, Israel und Nordamerika und stammen hauptsächlich von ehemaligen Einwohnern Berlins, die während des Nationalsozialismus die Stadt verlassen mußten. Das Haus ist ständig international besetzt, indem die Bewohner aus Australien und eben auch aus der Sowjetunion stammen. Typisch für das Heim scheint auch zu sein, daß viele der dort Wohnenden ein sehr hohes Alter erreichen, Mitte bis Ende achtzig werden die meisten, auch über Neunzigjährige sind gar nicht so selten.

Ein Arzt hält zweimal wöchentlich Sprechstunden im Heim ab, einmal wöchentlich kommt eine Psychologin. Ebenfalls einmal wöchentlich arbeitet auch eine Beschäftigungstherapeutin im Heim. Die unter ihrer Leitung gebastelten, gestrickten, gemalten, genähten und gehäkelten Gegenstände werden auf dem einmal jährlich stattfindenden Basar verkauft, der Reinerlös ist für ein Waisenkinderhaus in Israel bestimmt. Im letzten Jahr hat der Basar immerhin 3200,- DM eingebracht. Ebenfalls je einmal in der Woche kommen auch eine Friseuse und eine Masseuse ins Haus.

Frühstück und Abendessen bereiten sich die Bewohner in ihren eigenen Appartements, während das Mittagessen gemeinsam im Speiseraum stattfindet. Ein Festessen findet jeden Freitag nach dem Gottesdienst in der Synagoge statt. Ein Heimbeirat existiert, der neben den ihm zustehenden Aufgaben sehr intensiv mit Hilfen zur Integration der Zuwanderer aus dem Osten beschäftigt ist. Eßgewohnheiten irgendwo in der Gegend von Baku stimmen nicht immer so ganz mit den hierzulande üblichen überein, und deshalb muß dann schon einmal ein klärendes Wort gesprochen werden. Wenn das dann nicht schon besser gleich die Heimleiterin selbst tut.

Das Leben im Heim, das private Zufriedensein wie auch die gemeinsamen Aktivitäten, Kaffeenachmittage und Diskussionsrunden im Bibliotheksraum etwa, wird überhaupt sehr stark von einem liebenswürdigen, aber doch sehr resolut wirkenden Heimleiterehepaar geprägt. Beide wissen, daß man fordern und anregen muß; die Diskussionsthemen, die gestellt werden, müssen über den üblichen Rahmen des Tagesgespräches hinausgehen und dadurch zum Nachdenken und Nachschlagen anregen, und dennoch hat man nicht den Eindruck, daß hier Altenbildungsarbeit getrieben wird, formal und allein um der Sache willen. Aber darin zeigt sich wahrscheinlich die lange Erfahrung als Altenheimleiter wie auch das sich in wunderbarer Weise ergänzende Zusammenspiel des Ehepaares, das Altenheimleitung als Fürsorge für alte Menschen begreift, die den einzelnen fördert und respektiert und die Gesamtheit mit den darin enthaltenen Rechten und Pflichten des einzelnen nicht vernachlässigt. Erfahrung braucht man dafür, aber sicher wohl auch das Eingedenksein des uralten Auftrages der zu schaffenden Gerechtigkeit.

In unittelbarer Nachbarschaft liegt das Leo-Baeck-Wohnheim. Es verfügt über 64 Appartements, von denen sechs für Ehepaare vorgesehen sind. In dem Haus befindet sich auch die neue Synagoge. Hier treffen sich jeden Shabbat wie auch zu allen Festtagen die Senioren der beiden Häuser zum Gottesdienst mit dem amtierenden Rabbiner und Kantor. Und auch nicht in den Heimen wohnende Gemeindemitglieder nehmen daran teil.

Sollte ein Mitglied der jüdischen Gemeinde einmal krank werden und in ein Krankenhaus müssen, ist es sein verständlicher Wunsch, in das Jüdische Krankenhaus im Wedding gebracht zu werden. Das Jüdische Krankenhaus wurde 1914 eröffnet und hat seit seinen Anfängen in wissenschaftlicher Hinsicht und aufgrund seiner ausgezeichneten Führung einen sehr guten Ruf. Belastendes Moment für alle älteren Mitbürger, daß in dem Krankenhaus 1943 ein Sammellager als Deportationszentrale eingerichtet wurde. Die damals hier leitenden Ärzte sind im KZ Theresienstadt umgekommen. Im Jahre 1964 wurde das Krankenhaus unter Beibehaltung seiner Bezeichnung in eine Stiftung des öffentlichen Rechts umgewandelt; in ihrem Kuratorium ist die Jüdische Gemeinde zu Berlin vertreten. Die Patienten fühlen sich hier gut aufgehoben, da sie wissen, daß die Ärzte und das Pflegepersonal sich viel Zeit für sie nehmen und Verständnis für die besonderen Probleme haben, die vergangenheitsbedingt sind.

Ebenfalls auf dem Gelände des Jüdischen Krankenhauses befindet sich das Hermann-Strauss-Hospital. Es wird allein von der Jüdischen Gemeinde geleitet und steht in großem Ansehen bei jüdischen und nichtjüdischen Mitbürgern der Stadt. Fast ist die Kapazität von nur 36 Betten als zu gering anzusehen, denn die Aufgabe des Hospitals besteht in der Betreuung chronisch Kranker und Behinderter und in der stationären Nachbetreuung als Übergangsstation zwischen einem Krankenhausaufenthalt und der Rückkehr in das Seniorenheim oder in die eigene Wohnung. Das Hermann-Strauss-Hospital wird täglich von

einem Arzt besucht, viermal in der Woche arbeitet eine Krankengymnastin mit den Patienten, und viermal wöchentlich werden die Kranken und Gesundenden durch eine Beschäftigungstherapeutin aktiviert und auch psychologisch auf die Zeit nach der Entlassung vorbereitet. Auch in diesem Bereich, der den alten Menschen und den Kranken gehört, spürt man wieder die unauflösliche Einbettung und letzte Verankerung in Religion, die zugleich auch Gesetz – das Gesetzte – ist, sich als Fürsorge äußert und auch Sozialarbeit genannt werden kann.

Die Abteilung Jugendförderung

Ähnlich unsentimental wie die Leiterin der Sozialabteilung und hinsichtlich der eigenen Person wohl noch etwas distanzierter nun der Leiter der Abteilung Jugendförderung. Auch er ist in Berlin aufgewachsen, hat ein Elternteil verloren. Er selbst gelangt irgendwie nach Israel, wird dort während seiner Militärzeit so ganz nebenbei aufgrund von natürlicher Begabung für die Arbeit mit jungen Menschen, und weil er auch erkennt, daß der junge Staat dringend lese- und schreibkundige Staatsbürger braucht, Sprachlehrer für die vielen aus unterschiedlichen Ländern stammenden Armeeangehörigen, die als Einwanderer Analphabeten sind im neuen Land. Nach seiner Entlassung aus der Armee baut er ein Jugendfreizeitheim auf und gibt ihm eine allseits als vorbildlich bezeichnete Konzeption. Ein weiteres Freizeitheim entsteht unter seiner Leitung, dann geht er nach Amerika und tut Ähnliches in den USA. Schließlich wird er durch den Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde zu Berlin in seine Heimatstadt zurückgeholt und ist heute Leiter der Abteilung Jugendförderung. Er kann das so einfach, kurz und faktengemäß erzählen, Weite ist dabei um ihn, notwendigerweise gelernte und als notwendig erkannte und deshalb für sich akzeptierte Aufgeschlossenheit begleitet jeden Satz – „verzeihen, ja – vergessen, nie" – dann auch hier ein knappes, abwesendes „na ja".

Der Abteilung Jugendförderung sind ein Jugendzentrum und eine Kindertageseinrichtung, bestehend aus Kindergarten und Hort, angeschlossen. Ob es sich nun um Jugendarbeit oder Jugendberatung handelt, um spezielle Bildungsangebote, Jugendreisen, um Kindergarten- oder Horterziehung, überall wird ein stark traditionelles Moment spürbar, das unübersehbar prägnant die Sozialarbeit – erziehend und bildend – im weitesten Sinne zu einer Methode der Identitätsbildung und -stabilisierung werden läßt. Der Begriff Methode ist in dem Zusammenhang allerdings nur vertretbar, wenn darin eingeschlossen die Wurzeln und der tiefere Sinn jüdischer Wohlfahrtsarbeit sowie das uraltem Auftrag gemäße Bemühen um Wahrung einer verpflichteten Eigenständigkeit und Andersartigkeit, besiegelt in einem vor Jahrtausenden geschlossenen Bund, gesehen wird. Einer solchen Identitätsbildung tragen sämtliche Aktivitäten der Jugendförderung Rechnung. Nirgendswo sonst ist die Wechselwirkung und die gegenseitige Bedingtheit von Religion und Kultur so gravierend wie im Judentum, und es wird verständlich, welche Bedeutung Erziehung und Sozialarbeit in einer ursprünglichen Lebensformen fremden Umwelt zukommt. Im Jahresbericht 1980 der Jüdischen Gemeinde zu Berlin wird das prägnant in dem kurzen Satz zusammengefaßt: „In der Frage der jüdischen Erziehung muß die Kita oft das ersetzen, was in Israel die Umwelt ist: jüdisches Leben."

Auch Jugendreisen, für die die Teilnehmer nach Altersgruppen zusammengestellt sind, dienen dem Zweck der Identitätsbildung. Selbstverständlich dienen sie auch der Erholung, aber die sonstigen Angebote demonstrieren und erklären jüdisches Leben, seine Riten, seine Festtage, die durch Religion bindend geprägte und nur durch sie vorstellbare Kultur. Fünf Reisen sind für den Sommer 1984 geplant. Die Jüngsten fahren in die Heime der von der Zentralwohlfahrtsstelle unterhaltenen Einrichtungen im Schwarzwald und an der Nahe, die nächst ältere Gruppe wird in Europa ihre Ferien verbringen, für die älteste Reisegruppe heißt das Ziel Israel. Die Reise wird damit zum praktischen Anschauungsunterricht und wohl auch zum konkreten Umsetzen dessen, was in der Jugendarbeit des Jugendzentrums im Mittelpunkt stand, der Fokus Jerusalem.

Die Angebote der Gruppenarbeit im Jugendzentrum sind vielseitig und unterscheiden sich zunächst nicht von denen anderer Jugendfreizeiteinrichtungen. Da sind Fotokurse mit eigener Dunkelkammer, Marionettentheater, gemeinsame Theater- und Kinobesuche mit anschließender Aufarbeitung des Gehörten und Gesehenen in Diskussionsgruppen, man treibt einzelne Sportdisziplinen und bemüht sich um altjüdische Volkstänze in historischem Gewand. Alle Teilnahme ist freiwillig, und auch Kontakte zu nichtjüdischen Jugendgruppen sind keine Seltenheit mehr. Man ist gesprächsbereit und offen für ein Miteinander, aufgeschlossen auch für die oft schwierige Auseinandersetzung im Generationenkonflikt im Hinblick auf die Ereignisse einer noch nicht sehr weit zurückliegenden bedrückenden Vergangenheit. An den einzelnen Gruppen nehmen jeweils rund fünfzehn Jugendliche teil, interessenmäßig verteilt im Alter von acht bis sechzehn Jahren. Zwei Jugendleiter stehen dafür zur Verfügung, weitere gruppenpädagogische Helfer für die offenen Programme kommen hinzu.

Schwerpunkt aller Jugendarbeit sind konsequent die Judaica, die Vermittlung traditionellen Wissens. Die Festerklärung, die historische Voraussetzung und tief einschneidende Bedeutung in der Geschichte des Stammes Israel, Folgewirkungen und konsequente Einhaltung des Einstmaligen als Anfang, Verheißung und lebensbestimmende Bindung müssen den Jugendlichen vermittelt werden. Die historische Umwelt spielt dabei die bedingende Funktion für heute oft abstrakt erscheinende Ereignisse, die unter den in jeder Hinsicht veränderten Kulturgegebenheiten nicht mehr immer ihre absolute Plausibilität und primär überzeugende Einsichtigkeit für junge Menschen haben.

Eine besondere Problemgruppe bilden auch für die Jugendabteilung die Kinder in allen Altersstufen der Zuwanderer aus den Ländern des Ostblocks. Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten führen im Jugendzentrum schon einmal zu aggressiven Zusammenstößen, bei denen mit dem Ellenbogen zu klären versucht wird, was mit Worten noch nicht möglich ist. Sprachkurse standen deshalb zunächst im Vordergrund. Es hat sich aber auch herausgestellt, daß diesen Jugendlichen, obwohl es sich um Kinder jüdischer Emigranten handelt, jüdisches Leben und Milieu sehr oft absolut fremd sind. Was in der Sozialabteilung über die Elterngeneration und die alten Menschen gesagt wurde, trifft bei den Jugendlichen in mancher Hinsicht in noch stärkerem Maße zu, daß es eben einen grundlegenden Unterschied macht, in welchem Teil der Welt man aufwächst. So beherrschen die jugendlichen Zuwanderer oft nicht einmal die einfachsten jüdischen Gebetsformeln, abgesehen davon, daß ihnen auch alles andere fremd ist, was eigentlich unabdingbare Voraussetzung zur Führung eines jüdischen Lebens ist. Da jüdischer Religionsunterricht in den verschiedenen Auswanderungsländern gar nicht oder kaum stattfand, fehlt ihnen gleichermaßen mit den Gebetsformeln auch die Kenntnis des hebräischen Alphabets. Die Einbeziehung eines Rabbiners zur Beseitigung solcher Mängel in die Jugendarbeit zeigt, wie sehr in ihrem tiefsten Wesen jüdische Sozialarbeit das umfassende Bemühen um eine stabile Identitätsbildung ist.

Was die Kinder der jüdischen Zuwanderer zu vollbringen haben, ist in der Konsequenz letztlich eine Integration in zwiefacher Hinsicht: Es geht um die Identitätsbildung und auch um die vor sich selbst überzeugend zu bestätigende Erkenntnis, ein jüdischer Mitbürger zu sein bzw. zu werden, der, indem er des Gebetes und seiner Sprache mächtig ist, wissend auch zugleich um historische Zusammenhänge, sich vollgültig einem jüdischen Milieu in einer nichtjüdischen Umwelt eingliedern soll, der sich zum anderen in die Kultur und Sitten, in die grundsätzlich anderen Lebensformen eines westeuropäischen Landes zu integrieren versuchen muß. Der Jugendarbeit kommt dabei eine außerordentliche Aufgabe zu; Wissensvermittlung ist ihre eine Seite, ständig stützende und überzeugende Hilfen im Alltag zu geben, ist ihre andere Funktion.

Drogenprobleme gibt es im Jugendzentrum nicht, Alkohol ist verpönt, Glückspiele werden von den Jugendleitern bewußt herausgehalten. Jugendprobleme, die in Verbindung mit Sucht und Drogen aller Art stehen, kommen im Jugendzentrum nicht vor. Mit Problemen

der Jugendlichen aber wird die Jugendberatung dennoch des öfteren konfrontiert, und es ist gar nicht so selten, daß in besonders schwerwiegenden Fällen der zur Verfügung stehende Psychologe eingeschaltet werden muß. Anlässe für die hier auftauchenden Probleme ergeben sich meistens aus Ereignissen und Erlebnissen der Jugendlichen in der Konfrontation mit der nichtjüdischen Umwelt. Das reicht vom unbewußten Registrieren der Tatsache, daß man als ein Fremder betrachtet wird, bis hin zu Drohungen und Schmähungen, sei es in der Schule, am Arbeitsplatz oder wo immer im öffentlichen Leben; Meldungen in den Tageszeitungen über neonazistische Ausschreitungen tragen ebenso dazu bei. Und es ist einleuchtend, daß ein Jugendlicher im Prinzip solchen Reaktionen gegenüber verständnislos ist, zumal wenn Geschichte und speziell jüngere Vergangenheit in Gesprächen mit Eltern und anderen Erwachsenen nicht klärend verarbeitet werden können, weil diese sich angesichts der eigenen Betroffenheit verschließen und nicht wieder – und sei es gesprächsweise – lebendig werden lassen wollen, was die furchtbarsten Erfahrungen ihres eigenen Lebens darstellt.

Ausländerfeindlichkeit ist ein Begriff, den auch diese Jugendlichen kennen und durch die von ihm bestimmten Verhaltensweisen der Mitbürger in zwiespältige Gefühls- und Bewußtseinslagen gedrängt werden. Er betrifft letztlich nicht einmal nur die Kinder der Zuwanderer, denn Fremdenfeindlichkeit vermeinen auch die hier geborenen Jugendlichen sehr oft zu verspüren. Sehr sensibel vorgenommene Differenzierungen spielen dabei eine Rolle, sie ändern aber schließlich nichts an der Tatsache, daß gerade dem Komplex der Aufarbeitung historischer Ereignisse in der Gruppenarbeit im Jugendzentrum eine außerordentliche Bedeutung zukommt; entscheidend für jede subjektive Konfliktlösung ist immer die Einordnung der eigenen Identität in den Kontext von geschichtlicher Vergangenheit und aktueller Bezogenheit. Der Überlebenswille eines über die Jahrhunderte verstreuten, in Pogromen und Verfolgungen dezimierten, sich gegen überkommene und vererbte Mißachtung behauptenden Volkes manifestistiert sich wiederholenderweise im Individuum, führt zu Ängsten und Depressionen, zu Aggressionen auch, konzentrierter Ausdruck des seit uralten Zeiten aufgestauten Leidenspotentials. Der Psychologe weiß davon zu berichten, ist dankbar, daß Fälle solcher Vehemenz selten sind. Aber er wird immer wieder gebraucht, vieles gibt es, das klärend – helfend und heilend – zurechtzurücken ist.

Die Arbeit der Jugendberatung innerhalb der Jüdischen Gemeinde zu Berlin ist vielfältig und bringt oft Probleme sehr eigener Art; man anerkennt die gute Zusammenarbeit mit den jeweils zuständigen Senatsdienststellen und die verständnisvolle Aufgeschlossenheit bei den Bezirksämtern. So können Rechtsangelegenheiten oftmals kooperativ geklärt werden, finanzielle Hilfen lassen sich ermöglichen, Schul- und Ausbildungsfragen kommen zu einer allseitig befriedigenden Lösung. Und ganz allgemein freut man sich, daß – u. a. auch durch die Zuwanderer – der prozentuale Anteil der Jugendlichen in der Gemeinde wieder im Steigen begriffen ist.

Die Kindertagesstätte

Die letzte Aussage findet ihre liebenswerteste Bestätigung im munteren Leben in der Kindertagesstätte, wo zur Zeit 90 Kinder im Kindergarten- und Vorschulalter und 80 Kinder im Hort betreut werden. Die Leiterin – auch sie erwähnt kurz, daß sie alles mitgemacht habe, beide Eltern verloren, selbst versteckt gewesen, das Kriegsende in Berlin erlebt – ist seit 1956 dabei und hat den Stil der Einrichtung und die auf einen Außenstehenden beglückend wirkende Atmosphäre entscheidend geprägt.

Die Kinder sind auf zehn Gruppen verteilt, für die 14 Erzieherinnen zur Verfügung stehen, denn selbstverständlich müssen auch Springkräfte vorgesehen sein. Hinzu kommen noch zwei Sonderpädagogen, eine Lehrerin, die für Fragen bei der Erledigung der Schularbeiten und auch für Sprachunterricht zuständig ist. Zweimal in der Woche arbeitet eine Musikpädagogin mit den Kindern, zweimal wöchentlich auch eine Gymnastiklehrerin. Da in der Kindertagesstätte viele Kinder betreut werden, die in einem anderen Sprachraum ihre

ersten Lebensjahre verbracht haben, stellte es sich als Notwendigkeit heraus, daß zumindest einige der Erzieherinnen mit der russischen Sprache umzugehen verstehen, doch darüber hinaus sind auch noch einige andere Fremdsprachen notwendig. Das Ziel ist allerdings, daß alle Kinder so schnell wie möglich die deutsche Sprache erlernen, um später in der Schule nicht an solchen fundamentalen Defiziten zu scheitern. Auch eine Diplom-Psychologin ist zweimal in der Woche in der Kindertagesstätte anwesend. Sie bespricht Problemfälle unter den Kindern mit der Erzieherin, nimmt sich auch selbst der Kinder an, um Ursachen für Aggressivität und Fehlverhalten zu finden, und hat auch teil an der in der Kindertagesstätte regelmäßig stattfindenden Familienberatung.

Oberstes Ziel der hier sich vollziehenden Arbeit mit den Kindern sind Integration in unseren Lebens- und Kulturraum und Identitätsbildung. Spielerisch und kindgemäß werden jüdische Feiertage vorbereitet, Handlungen und Kultgegenstände werden entsprechend erklärt und umgesetzt. Hebräische Vokabeln fließen nebenbei mit ein und führen so zu jüdischer Tradition wie auch zum heutigen Israel. Mit Bedauern stellt die Leiterin der Kita fest, daß sie, weil die Einrichtung ohnehin bereits überbelegt ist, leider keine nichtjüdischen Kinder aufnehmen könne, obwohl sie sich gerade davon für beide Seiten im Erlernen von Toleranz und gegenseitigem Verstehen für ein späteres Miteinander der einmal Herangewachsenen sehr viel verspreche. Gern hätte sie im Hort auch einen Erzieher, der sicher im Hinblick auf die zwölf- bis vierzehnjährigen Jungen von Nutzen sein könnte. Aber Erzieher gehen nach der Ausbildung in die Heimerziehung und sonstige Institutionen, in einer Kindertagesstätte sind sie Mangelware. Willkommen sind ihr überhaupt immer Erzieherinnen, die ihre Ausbildung oder zumindest doch eine Zusatzausbildung in Israel absolviert haben, denn sie bringen einen freieren und lockereren Erziehungsstil mit, der bei Erzieherinnen mit einer ausschließlich deutschen Ausbildung allzu leicht in ein ungewolltes laissez-faire übergeht und damit überhaupt nicht im Sinne dessen sein kann, was für die Kinder gut und richtig ist. Die Erzieherinnen endlich, die in der Sowjetunion ausgebildet worden sind, neigen zu einer vollkommenen Abgrenzung, Programme sind perfekt von ihnen und den Kindern einzuhalten und als Gemeinschaftsaktivitäten durchzuziehen. Das Spiel verliert das Spielerische, das Lernen eines israelischen Liedes wird zu einer zu vollbringenden Arbeit. Alle sind aber überzeugt, daß Elternarbeit ein sehr wesentlicher Bestandteil des gesamten Erziehungsprozesses in der Kindertagesstätte, wie sie ihn im Sinne der Identitätsbildung verstehen, ist. Sehr viele Gespräche werden deshalb mit den Eltern geführt, nicht wegen der Problemkinder, sondern um der Wechselwirkung und der bereichernden Gegenseitigkeit willen, letzten Endes um auch angesichts der kommenden Generation jüdische Identität herauszuarbeiten und zu stabilisieren. Erwähnt werden muß auch, daß die Kita vor kurzer Zeit als „Praxisstelle für sozialpädagogische Ausbildungseinrichtungen" anerkannt wurde. Die Praktikanten kommen gern.

Nachsatz

Ein Artikel, der einen Überblick jüdischer Sozialarbeit innerhalb einer Gemeinde zu geben versucht, kann wahrscheinlich so sein, wie er hier vorliegt; er hätte es auch getroffen oder wäre annähernd in ähnlicher Weise Fragment geblieben, wenn er anders ausgefallen wäre. Die zu beschreibenden Aufgabenfelder sind klar und offenbar die üblichen, die sie begleitenden Faktoren ihrer Ausfüllung wie die Momente der ursächlichen Wahrnehmung und das zu bewirkende Ziel führen an die Wurzeln uralten menschlichen Handelns, das sich einem Auftrag verpflichtet weiß, bei dessen Erteilung und Entgegennahme nur auf einer Seite Menschen die vertragschließende Partei waren. Anläßlich des zwanzigjährigen Bestehens der alten Zentralwohlfahrtsstelle im Jahre 1937 hat Leo Baeck (zitiert nach „Jüdische Sozialarbeit" Jg. 1, Nr. 6, S. 3) „Idee und Sinn jüdischer Sozialarbeit ... so umrissen: ‚Man wollte zu dem Wohltun die soziale Gerechtigkeit hinstellen. Das Wohltun mit all seinem Persönlichen, seinem Planlosen, selbst seinem, an der Vernunft gemessen, Unvernünftigen

sollte nicht verdrängt und gemindert werden; es gibt keine jüdische Gemeinschaft ohne dieses Wohltun, das auch gern in Kauf nimmt, dreien ohne Not zu geben, damit nur nicht irgendeiner, der in Not ist, leer ausgehe; es ist jüdische Art, im Sittlichen lieber oft zu viel als einmal zu wenig zu tun. Aber man wollte zur festen Grundlage die soziale Gerechtigkeit haben, diese Gerechtigkeit, die von der großen Schuldigkeit des Habenden, des Könnenden, des Starken weiß, die nicht nur schenkt, sondern hebt, die den Menschen zu würdigeren, freieren Formen des Lebens emporführen will. Es ist kein Zufall, daß das klassische Wort für sie, das Wort ‚Zedakah', von Anfang an hier immer wieder ausgesprochen wurde; es benannte hier den programmatischen Begriff. Eine neue Gesinnung sollte verbreitet werden, ein soziales Glaubensbekenntnis verwirklicht sein.'"

„Die Rettung eines einzelnen gleicht der Erhaltung der ganzen Welt"

Zur Wiederbelebung der Berliner Sektion der „Freunde des Magen David Adom-Israel (Roter Davidstern) in der Bundesrepublik Deutschland e. V."

Am 8. April dieses Jahres war es so weit, daß Sylva Franke nach einem knappen Jahr vorbereitender Arbeiten und zielstrebiger Werbetätigkeiten im Hotel Excelsior Berlin die Berliner Sektion der Freunde des Magen David Adom-Israel (Roter Davidstern) in der Bundesrepublik Deutschland e. V. offiziell neu etablieren konnte. Sie hat ihrerseits sehr viel Engagement in das für sie neue Unternehmen eingebracht, und erste Erfolge sind ihr nun in Worten und Spenden zuteil geworden, Anerkennung ihres selbstlosen Einsatzes und damit auch zugleich die motivierende Basis zum Weitermachen, um zu einem möglichst baldigen Zeitpunkt das erste gesetzte Ziel zu erreichen, einen kompletten Ambulanzwagen, ermöglicht durch Berliner Spendengelder, nach Israel schicken zu können. So konkret und auch so nützlich ist der Zweck, für den eine zierliche, äußerst vitale und in jeder Hinsicht voll ausgelastete Berliner Geschäftsfrau sich als Vorsitzende der Berliner Sektion der Freunde des Magen David Adom einsetzt und die Öffentlichkeit mobilisieren möchte.

Doch wofür setzt sie sich eigentlich so konsequent ein, worum handelt es sich hier streng genommen? Um nichts anderes als um die deutsche Organisation der Freunde des Roten Kreuzes in Israel. Damit geht es zunächst um eine Selbstverständlichkeit, von der jeder, der überhaupt karitative Belange in unserer Gesellschaft für unterstützenswert erachtet, spontan sagen wird, daß konsequenterweise auch der Magen David Adom zu fördern sei. Nur liegen die Dinge hier dann doch etwas komplizierter für die Augen mancher Betrachter. Denn der Magen David Adom nimmt zwar in Israel voll und ganz die Funktion und die Aufgaben einer nationalen Rot-Kreuz-Organisation wahr, aber er wird vom 1864 gegründeten Internationalen Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) bis heute als solche nicht anerkannt und hat infolge dessen bisher keine Aufnahme in die 1919 gegründete Liga der Rot-Kreuz-Gesellschaften gefunden, in der die nationalen Rot-Kreuz-Gesellschaften zusammengeschlossen sind. Deren Emblem ist das Rote Kreuz auf weißem Feld, d. h. die Umkehrung der Fahne der Schweiz. Als Pendant zeigen die Rot-Kreuz-Organisationen islamischer Staaten als gleichwertiges Symbol den Roten Halbmond, erstmals der Türkei bei ihrer Aufnahme im Jahre 1876 als Konzession in religiöser Hinsicht zugestanden. Für die persische Rot-Kreuz-Organisation steht seit ihrer Aufnahme im Jahre 1924 der Rote Löwe mit der Roten Sonne, religiöses Symbol des alten Persiens aus der Zeit vor der Überziehung des Landes durch den Islam im siebenten Jahrhundert. Die Aufnahme Israels in die Liga ist bis-